

Die schöne Helena

Skizze von Hilke Busch

Im Hafenviertel von Athen lag die Kneipe des Gastwirts Orchomenos. Matrosen, Arbeiter, Wasserträger und Melonenverkäufer waren seine Stammkunden. In Orchomenos Kneipe stank es nach Kümmel, Zwiebel, Knoblauch und Alkohol. Trotzdem beschloß Jack Diamond, auch hier einzutreten, wie er schon vorher viele andere Gastwirtschaften des Hafens besucht hatte. Er war müde vom Herumlaufen und Suchen. Vom Suchen und Herumlaufen. Schließlich ist es kein leichter Beruf, Manager von internationalen Schönheitskonkurrenzen zu sein.

Jack Diamond wußte, daß die Schönheit keine Massenunterschiede kennt. Daß sie überall blüht. Und so trieb er sich auf der ganzen Welt in den Stadtteilen des Reichtums und des Glanzes, der großen wie der kleinen Bourgeoisie und in den Wohnvierteln des Proletariats herum. Immer suchend das schöne menschliche Gesicht, die vollkommene menschliche Gestalt.

In der schlecht gelüfteten Kneipe des griechischen Gastwirts war es dunkel. Moße Holzstische. Fettflecke darauf. Jack Diamond wäre am liebsten auf der Stelle wieder davongelaufen. Doch draußen strahlte die Sonne grell über dem Hafen. Er konnte nicht mehr weiter. Um diese Zeit war Diamond der einzige Gast. Die Stammkundschaft kam erst später. Nach der Arbeit. Es dauerte ein paar Minuten, ehe ihn eine Stimme fragte, was er wünsche. Diamond sah träge geradeaus. Bestellte in französischer Sprache einen halben Liter hellen leichtgeföhnten Samoswein. In gar nicht schlechtem Französisch antwortete jene Stimme — es war die einer Frau — er solle sofort bedient werden. Jetzt blickte Jack Diamond auf. Ueberrascht starrte er in das Gesicht, das sich ihm bot, leicht beschattet von der Dunkelheit des Raumes. Dies war — zum Donnerwetter noch mal — dies war ja das schönste Gesicht, das der Manager Jack Diamond seit langer Zeit gesehen hatte. Er riß sich zusammen. Nur nicht gleich aufs Ganze. Man mußte behutsam vorgehen.

Das Mädchen, schmal, zart und jung — „höchstens siebzehn“, tagierte Diamond — brachte ihm den Wein. „Wollen Sie nicht mittrinken?“ Sie lächelte, zögerte. „Ich trinke sonst nicht.“ — „Machen Sie heute eine Ausnahme.“ Ohne Biererei holte sie ein Glas setzte sich. — „Wie heißen Sie?“ — „Helena. Helena Orchomenos. Meinem Vater gehört dies hier“ — sie machte eine Bewegung, die das Zimmer umspannte. „Wie alt sind Sie?“ — „Siebzehn.“ Gut geraten, dachte Diamond. Er bot ihr eine Zigarette. Helena dankte, Lehnte ab. Auch vom Wein nippte sie nur. Hingegen musterte sie mit ihren großen glänzenden Augen neugierig den Fremden. „Sie sprechen recht gut französisch“, setzte Diamond die Unterhaltung fort. „Ich kann auch etwas englisch und italienisch. Das lernt sich so von selbst. Zu uns kommen sie aus allen Ländern. Ich habe die vielen Sprachen von Kindheit an gehört.“ — „Wo ist Ihre Mutter?“

— „Tot.“ Helena sagte es unsentimental. Es klang höflich und sachlich. Dem Fremden zeigte man nicht sein Herz.

Jetzt schien es Jack Diamond geraten, auf das Ziel loszusteuern. „Wissen Sie, daß Sie sehr schön sind, Helena?“ — „Ja.“ — Ihre Antwort verblüffte ihn. Helena lachte, als sie die Wirkung sah. Einfach meinte sie: „Viele sagen es mir. Die Matrosen und die Wasserträger. Die Hafenarbeiter und die Melonenverkäufer. Was hab ich schon davon? Nichts.“ — „Sie könnten aber etwas davon haben.“ — Jack Diamond holte zu seinem großen Treffer aus. „Muhm, Geld, Glanz, Erfolge.“ — „Wieso? Die Götter, die bei uns verkehren, können mir nichts von alledem verschaffen. Und ich komme fast nie heraus.“ Jack Diamond fühlte sich beinahe wie ein Zauberer aus dem Märchen als er nun Helena zu erzählen begann, wer er sei und was er mit ihr vorhabe.

Die nächste Schönheitskonkurrenz, die Jack Diamond zum Amüsement einiger hundert Snobs und reicher Müßiggänger zu managen hatte, fand in Cannes an der französischen Riviera statt. Alle europäischen Länder verfrachteten ihre hübschesten Mädchen dorthin. Im Angesichts von Meer und blauem Himmel wurde eine Siebzehnjährige zur Schönheitskönigin erwählt. Man nannte sie „Miß Europa“. Miß Europa hieß in Wirklichkeit Helena Orchomenos, und ganz Cannes redete eine Zeitlang von nichts anderem als von der zarten, schlanken Griechin mit dem klassischen Profil und der vollkommenen Gestalt. „Die schöne Helena“ war das Gespräch des Tages. „Die schöne Helena“ wurde für alle Wochenchau gefilmt, von allen in- und ausländischen Reportern interviewt. Ihr Bild brachte jede Zeitschrift, jedes Blatt des Tages. „Miß Europa, die schöne Helena“ schrien Camelots die Pariser Boulevard entlang, durch Londons City, über New Yorks Wallstreet, am Berliner Kurfürstendamm und auf dem Prager Wenzelsplatz. Der Pulsschlag der Welt stockte sekundenlang. Man vergaß einen Augenblick die Börse und den Krieg, Arbeitslosigkeit und Hunger. Da war ein junges Gesicht, süß und herb zugleich, mit dunklem Haar und dunklen Augen, einem weichen vollen sinnensfreundigen Mund. Niemand konnte es ohne Begeisterung sehen. Aber dann kam das andere wieder, der Alltag und die Sorgen. Fort aus der Menschheit Erinnerung war die schöne Helena. Das große Halloß hatte ein Ende. Der Eintagsruhm. Helena kehrte nach Athen zurück, wo sie noch die Ehre hatte, der Gattin des Ministerpräsidenten vorgestellt zu werden. Dann gab es nichts mehr. Nichts als heimzugehen in die alte Kneipe, die nach Kümmel, Zwiebel und Knoblauch roch. Jack Diamond kümmerte sich nicht mehr um sie. Er hatte längst andere Dinge im Kopf.

Das war alles? Helena hatte sich so vieles erträumt. Eine Laufbahn als Filmstar, ein Bühnenengagement, zumindest aber — den Hei-

ratsantrag eines reichen Mannes. Nichts davon hatte sich erfüllt. Zimmerhin war sie bekannt genug geworden, um Begehrde zu entfachen. Mit der „schönen Helena“ wollten die jungen und die alten Lebemänner von Athen alle gern einmal geschlafen haben. Darum bemühte man sich. Nicht um ihren Besitz fürs Leben. Sondern nur um den für eine Nacht. Für die eine Nacht, Helena taumelte von Umarmung zu Umarmung, stets hoffend, einer von den vielen würde bei ihr bleiben. Doch keiner blieb. Und in dem verzweifelten Bemühen hinaufzukommen, kam sie immer mehr herunter. Als ihre Schönheit kein Geld mehr brachte, als jeder Mann von Athen Helena kannte, das Geheimnis ihrer Nacktheit, den Rauber ihrer Hingabe, warf der alte Orchomenos sie hinaus. Nunmehr war diese Tochter nur noch eine peinliche Belastung. Unter Mitnahme der letzten Tageskasse verschwand die schöne Helena aus Griechenland und fuhr nach Paris.

Sie stand auf dem Bahnhof St. Lazare, hundert Franken in der Tasche, einen nicht allzu großen Koffer in der Hand und überlegte, was sie beginnen sollte. Paris mußte doch die richtige Stadt für sie sein, für eine Frau, der die Welt den Namen „die schöne Helena“ geschenkt hatte. Sie dachte nach. Es fiel ihr ein, daß es besonders die französischen Boulevard-Blätter gewesen waren, die feinerzeit ihr Bild am größten gebracht, die Interviews mit ihr an auffallendster Stelle veröffentlicht hatten. Da gab es einen Reporter: Monsieur Salmon. Helena erinnerte sich genau an ihn. Ein schlanker, kleiner Junge mit flatterigen nervösen Händen, unruhigen funkelnd-schwarzen Augen. Er hatte sich als Vertreter des „Paris midi“ vorgestellt und in besonders wigig-lebhafter Art originell und amüsant geredet. Er brachte auch als erster seinen Bericht mit der Schlagzeile: „Die schöne Helena — Miß Europa“. Helena winkte einem Taxi. „In die Redaktion des „Paris midi“.“

Monsieur Salmon war gerade mit dem Abfassen einer pikanten Glosse für den lokalen Teil seines Blattes beschäftigt — „stellen Sie sich vor, meine Damen, der Modediktator der Welt, Monsieur Poiret schlägt als „dernier cri“ vor: oben nichts, unten nichts, vorne nichts, hinten nichts, und dazwischen etwas Taft, leicht gerafft“ — als ihm der Redaktionssekretär meldete, „die schöne Helena“ wünsche Monsieur Salmon zu sprechen. Augenblick, dachte Salmon und rieb sich die Stirn; Paris, trojanischer Krieg, verflucht, wie war doch das noch, schon lange her, als ich in die Schule ging, man wird alt“, und schließlich glaubte er, eine arme Irene habe sich in die Redaktion des „Paris midi“ verirrt. „Wo ein Verrückter ist, kommt er zu mir“, stellte der Journalist Salmon verzerrt, halb amüsiert fest. Und dann rief er den Redaktionssekretär Besoin telephonisch in sein Zimmer. „Besoin, wie sieht sie aus? Alte Schachtel wahr? Scheinlich, hein?“ Besoin schüttelte den Kopf. Er hatte bereits graues Haar und verfügte über eine anezogene Würde. Man ist nicht umsonst

zwanzig Jahre Redaktions-Sekretär. Man kennt die Menschen. „Im Gegenteil, Herr Salmon, eine junge Dame. Eine hübsche Dame. Schön scheint mir zuviel. Schön war sie vielleicht mal. So am Tag sieht man der Dame schon etwas ihre Nächte an. Nun ja.“

Salmon war neugierig geworden. „Besoin, führen Sie die schöne Helena in das Sprechzimmer für besondere Angelegenheiten. Ich komme sofort.“ Es dauerte ein paar Minuten, ehe der Journalist „Miß Europa“ wiedererkannte. „Bon dieu, Sie? Comment allez-vous? Haben Sie keine Karriere gemacht? Film, Theater, Variété? Nicht Heiratsanträge bekommen?“ Helena zuckte die Achseln, lächelte bitter. „Männer genug. Heiratsanträge nie.“ — „Und was wollen Sie in Paris?“ — „Jrgendetwas anfangen. Gelernt habe ich nichts. Aber man muß doch leben. Schließlich, ich war einmal Miß Europa. Die ganze Welt hat mich, die schöne Helena“ genannt. Das kann sie doch nicht vergessen haben.“ Salmon tat das Mädel leid, das an die Beständigkeit ihrer Eintags-Popularität glaubte. „Die Welt vergißt sehr schnell. Heute schneller denn je. Aber vielleicht kann ich wirklich etwas für Sie tun. Sie sind noch sehr hübsch. Allerdings ein wenig, vergeihen Sie meine brutale Offenheit, verbraucht. Abends geht so was wegzuschminken. Hier eine Adresse. Nehmen Sie sich da ein Zimmer. Verufen Sie sich auf mich. Ich hole Sie heute abends gegen 10 Uhr ab. Der Besitzer der Bar „Mitjou“ am Montparnasse ist ein guter Bekannter von mir. Wollen mal zu ihm gehen. Wollen mal mit ihm reden, hein?“ Helena dankte Salmon mit glückstrahlendem Lächeln.

Der Besitzer der Bar „Mitjou“ musterte Helena Orhomenos mit streng-geschäftlichen Blicken. „Wie jeder“, dachte Helena, der bisher mit meinem Gesicht und mit meinem Körper Geschäfte machen wollte. Wie Jack Diamond...“ „Nun, cher ami, wie gefällt dir „die schöne Helena“? — Salmons Freund knurrte: „Mischen verjährt die Schönheit. Aber ich will's mit ihr veruchen. Dir zuliebe. Vielleicht zieht sie noch.“ So wurde Helena Barmaidchen am Montparnasse. In der ersten Zeit „zog“ sie wirklich. Denn der Inhaber der Bar „Mitjou“ verstand sich auf Reklame. „Miß Europa — die schöne Helena, bereitet Ihnen in der Bar Mitjou den Cocktail.“ So hieß es in den Annoncen der Boulevard-Blätter, in Reklamezetteln, die von Hand zu Hand gingen, an Lifschsäulen-Plakaten Großmütig schrieb der Reporter Salmon nochmals eine — jedoch diesmal viel kürzere — Notiz über die neueste Attraktion in der Bar „Mitjou“. Neugierige kamen. Dummer aus Paffion, Dummer des Zufalles und der Verzweiflung. Darunter die griechischen Flüchtlinge, die in Paris lebten und ihre Landsmännin sehen wollten. Es war nicht anders, als in Athen. Helenas Anziehungskraft dauerte eine gewisse Zeit. Dann war sie vorüber. Die Bar „Mitjou“ brauchte etwas Neues, etwas anderes. Man teilte Helena mit, daß sie in der nächsten Woche nicht mehr zu kommen brauche. Man habe eine neue Bardame engagiert. Katarina Ivanovna, die Tochter eines ehemaligen russischen Großfürsten.

Helena sah hinter dem Bartisch. Es war ihr letzter Abend. Ein paar Gäste tranken mit gelangweilten Gesichtern Whisky. Die Tür zum Boulevard stand offen. Draußen glühte der Sommerabend. Was wird morgen sein? Ein neuer Gast kam. Helena kannte ihn, wenn auch nicht dem Namen nach. Es war ein Grieche. Sie wußte nur soviel: ein ehemaliger Offizier. Er trat an die Theke, ließ sich von Helena einen Drink mixen aus Eis, Zitronensaft und Gin. Fragte, wie es ihr gehe. Trübe starrte sie über

ihn hinweg. Antwortete nicht. Er sah ihre Traurigkeit. Fragte wieder. Da schüttete Helena ihm ihr Herz aus. „Weiß nicht wohin“, sagte sie zuletzt leise. „Wie soll ich Geld verdienen?“ Der Mann trank das Glas mit einem Zug leer. „Wir sind beide heruntergekommen. Du und ich. Laß uns zusammen bleiben. Komm mit. Pfeif auf den Laden hier.“ Helena antwortete nichts. Aber sie ging in ihre Garderobe, kleidete sich um, verließ mit dem Mann die Bar, ohne sich noch einmal umzusehen, ohne sich von irgend jemanden zu verabschieden.

Sie schritten den Boulevard entlang, kamen zum linken Seine-Ufer. Ueber Notre-Dame stand ein heller runder Mond. „Wie heißt du?“ — „Anteros.“ — „Was machst du?“ — Anteros warf die zu Ende gerauchte Zigarette mit lässiger Bewegung in den Fluß. „Arbeit, die sich lohnt. Kannst mir dabei helfen. Willst du?“ — „Werd ich es können?“ — Der Mann lachte. „Mit deinem Gesicht? Wie geschaffen.“ Und er erzählte Helena, was sie zu tun habe. Sie hörte ihn an. Dann nickte sie. „Ist ja alles egal.“ — „Mein ich auch. Komm, da sind die „Caveaux oubliettes rouges“. „Vergessene rote Keller“, hübscher Name, was? Kennst du den Laden? Immer Fremde dort. Da sollst du dein Début haben.“ Sie stiegen viele Stufen in das Lokal hinab, das unter der Erde lag, düster, eiskalt, mit gelben Kalkmauern, die einstmal das Stöhnen zahlloser Revolutions-Gefangener erklingt hatten. Absonderlicher Geschmack, hier ein Amüsterlokal aufzumachen. Aber es ging. Es zog besonders die Ausländer an, denen es behaglich gruselte beim Anblick der kahlen muffigen Höhlen, und die sich dabei durch einen doppelten Kirsch zu erwärmen suchten.

Anteros gab Helena einen Wink. „Der dort — allein am Tisch. Langweilt sich, sucht Gesellschaft. Mach dich ran.“ Helena wußte nun schon, worum es ging. Es dauerte nicht lange und der Mann, ein dicker Germane, dem man von weitem anah, daß er es bei seinem Auszug nach Paris verstanden hatte, Schachts Devisenbestimmungen geschickt zu umgehen, zappelte in den Reigen der schönen Helena. „Nenn mich Mäzchen“, bat er, als er nur noch lallen konnte. „nenn mich Mäzchen und umarme mich.“ Helena sagte gehorham „Mäzchen“, umarmte den Dicken und nahm ihm dabei die Brieftasche fort. Draußen wartete Anteros. In einem Taxi fuhren sie in seine Wohnung. Der Inhalt ergab: 30.000 Mark, 1000 Franken, 1000 Dollars und eine Mitgliedskarte der deutschen Organisation „Kraft durch Freude“. Helena und Anteros freuten sich königlich. Doch bereits die Mittagsblätter des nächsten Tages berichteten in groben Schlagzeilen von dem Diebstahl in den „Caveaux oubliettes rouges“, verübt von einer Griechin an einem Deutschen. Ausführlich stand da schwarz auf weiß, daß der Deutsche wehklagend auf die Polizei gekommen sei und seinen großen Verlust angezeigt habe. Er könne nicht mehr nach Deutschland zurück, man würde ihn einsperren. Ganz Paris amüsierte sich jedoch am meisten über den Verlust der Mitgliedskarte „Kraft durch Freude“.

Helena indes war das Lachen längst vergangen. Sie beichtete Anteros, daß der Reporter des „Paris midi“ ein guter Bekannter von ihm sei. „Salmon ist ein schlauer Hund. Er wird bald wissen, wer den Deutschen gesleddert hat. Wir müssen fort.“ Anteros sah dies ein. Seit er aus dem Offiziersberuf geschieden war und in keine bürgerliche Existenz zurückgefunden hatte, wußte er, daß es gut ist, auf jede Situation des Lebens gefaßt zu sein. So besah er stets Beziehungen zu Leuten, die mit falschen Pässen

Als Meier allmählich erwachte



handelten wie andere mit Schnürsenkeln. Noch am gleichen Abend fuhren Anteros und Helena mit dem Nachtzug nach Marseille. Fünf Stunden später bestiegen sie einen Frachtdampfer, dessen Ziel Griechenland hieß.

Nun waren sie wieder in Athen. Mit ihrem vielen Geld. Was beginnen? Jrgendwelche Geschäfte anzufangen, erschien ihnen nur als das sicherste Mittel, es auf die schnellste Weise los zu werden. Riskieren und verlieren, so fanden sie, bedeutete in diesem Fall dasselbe. Deshalb zogen es Anteros und Helena vor, ihre Mark, Dollar und Franken im Genueß und in der Ausschweifung durchzubringen. Als die germanische Brieftasche geleert war, stattete Anteros dem Vater seiner schönen Helena einen Besuch ab. Allerdings sehr inoffiziell. Und nur der Ladentasse. Der alte Orhomenos, der in einer Kammer hinter dem Schankraum schlief, wurde von der Wirtin, die nicht ganz geträufelt verließ, wach. Er alarmierte die Hafen-Wendarmarie. Anteros flüchtete. Man verfolgte ihn bis in die Wälder um Athen. Dort verlor sich seine Spur.

Es vergingen Wochen, ehe Helena Nachricht von ihrem Freund erhielt. Ein Unbekannter brachte sie. Anteros schrieb, daß er sich einer Räuberbande angeschlossen habe. Ob sie die Anführerin werden wolle? Sie hätte die Gelegenheiten auszunutzen. Das andere sei Sache der Männer. Helena sagte ja. Sie verfügte noch immer über Reize, die sie begehrenswert machten. In ihrer Verkommenheit, im Laster, war sie noch immer schön. Leicht fiel es ihr, die Lebensgewohnheiten der reichen Leute von Athen auszufundschaften. Während Männer sie umarmten, wurden deren Wohnungen von Anteros und seinen Gesellen geplündert. Nacht für Nacht. Es verging lange Zeit, bevor es der griechischen Polizei gelang, die Anführerin dieser Räuberbande zu verhaften. Noch einmal brachten Beistellungen aller fünf Kontinente das Bild der schönen Helena. „Einstige Miß Europa — Hauptling von Banditen und Wegelagerern“ schrieb in fetten Lettern durch die Welt. Noch einmal sprach man von nichts anderem als von der schönen Helena. Doch war es endgültig das letzte Mal.

Erzengel Gabriels Erd-Reportage

Eine Pfingst-Groteske von Pierre

In der Kanzlei für auswärtige Angelegenheiten, Himmelsblock 6, schritt ungeduldig die Glode.

Petrus, glattrasiert und im Smoking — er war soeben von einem kleinen feuchtschlämigen Dummel durch das himmlische Vergnügungsdiertel „Zur heiteren Hölle“ zurückgekehrt — gähnte laut und verdrießlich, knurrte etwas, was sehr verdächtig nach „Göh von Verlichingen“ klang und nahm den Hörer ab.

„Hier Petrus —“ sagte er mit dumpfer, etwas hierbeiferer Stimme, „wer lärmt denn da so überflüssig in den Vorpfingstrieden hinein —?“ „Ah,“ sagte er nach einer Weile beäufert, „aber das konnte ich schließlich nicht wissen —. Wie bitte? Aber natürlich schlecht. Auch ohne den legendären Vollbart wird man schließlich nicht jünger. Im Büro ist die Heizung schon wieder einmal kaputt! Das ist kein Maiwetter, sondern ein Sauwetter —. Mit himmlischem Verlaub zu sagen! Den Gabriel, Erzengel? Der wird sich wieder mal sein Flammenschilder aufpolieren. Andere Sorgen hat er ja nicht, der Papst. Ist ja auch schließlich langweilig, ohne Ende ein Paradies zu bewachen, das so wenig frequentiert wird —.“

Was sagen Sie, Erzengel, ich bin ein Dummel? Das kommt eben daher, daß die auf der Erde mich in ihren langweiligen Witzblättern so oft veräppelt haben! Da nimmt man schließlich den Jungensklag an, Erzengel —. Was haben Sie denn wieder für ein Pländchen? ... So? Ich rate ab! Ich rate dringend ab! Der alte Moses wäre längst bei einem solchen famosen irdischen Erkundungsritt fast in ein Konzentrationslager gekommen. Der Mann ist doch — wie heißt das komische Zeugnis nur — „Nichtarier!“ Und der Gabriel ist wohl auch nicht ganz koscher —. Ha, ha ha ... Wenn Sie wenigstens warten würden, bis uns der Goebbels hier oben beehrt. Der sieht doch immerhin noch repräsentativ aus —! Wie meinen —? Dem Gabriel sieht man es gar nicht so an, daß ... Na, die haben ja einen Nicker dafür —. Andere Sorgen haben sie ja nicht, Erzengel. Und selbst wenn Ihr Herr Sohn —.“

Da brach der liebe Gott das Gespräch ab. Und Petrus strich sich ein wenig verwirrt über jene Stellen, wo früher der legendäre Vollbart geprangt hatte ...

Die Sisyphus des guten Petrus drang nicht durch. Erzengel schickte einen Eilboten in den Vorgarten des Paradieses, wo Gabriel, um sich die endlose Zeit zu vertreiben, abwechselnd mit Marmeln spielte und sich das Flammenschilder polierte. Er war, in Anbetracht der Verhältnisse, schon recht kindlich geworden und hatte außer Marmelenspiel und Schwertpolieren nur noch ein Interesse: das Lösen von Kreuzworträtseln. Als ihn der Eilbote erreichte, rief er freudig: „Endlich einmal eine Abwechslung. Mir ist das Paradies schon zur wahren Hölle geworden!“ Nies, legte sein Flammenschilder auf Eis, schüttelte der bewachten biblischen Schlange die Hand, aß die andere Hälfte des Apfels der seligen Eva, um die Geschichte endlich zu einem happy end zu führen, und packte seinen Koffer.

Um Gabriels Mission flüchtig zu umreißen: Er sollte einmal gründlich und objektiv

recherchieren, wie weit die Ausgiehung des Heiligen Geistes auf der Erde gediehen war ...

Zuerst ging er, der Reiseroute gemäß, die ihm der maßlos lächelnde Petrus aufgestellt hatte, nach Berlin.

Als er mit dem himmlischen Fern-D-Flug auf dem „Stettiner Bahnhof“ eingetroffen war und aus der Bahnhofshalle auf den Stettiner Platz trat, wollte er sich bei einem jüngeren Individuum, dessen Brust zahlreiche rätselhafte Embleme zierten, die dem nichts-ahnenden Gabriel wie ausgerutschte und verbogene Kreuze erschienen, nach der „Reichskanzlei“ erkundigen. Petrus hatte ihm geraten, einen gewissen Adonis Zwitschler, oder so ähnlich zu besuchen. Der Mann nenne sich Reichskontursverwalter und habe stets die nachweisbar besten Informationen auf Lager.

„Grüß Gott!“ sagte Gabriel freundlich und zog höflich seinen Zylinderhut, „könnten Sie mir nicht ...“

„Gar nichts kann ich dir —.“ sagte das deforierte Individuum, „du Saujud! Heil Hitler heißt es bei uns, verstanden!“

„Aber erlauben Sie mal,“ protestierte Gabriel verwirrt, „ich bin doch kein Arzt. Mein Name ist Gabriel. Sie wissen doch, Gabriel! Und ich wollte mich nur nach der Ausgiehung des Heiligen Geistes erkundigen ...“

„Da müssen Sie den Rundfunk anstellen und unseren Höring hören —.“ sagte das Individuum grinsend und schlug Gabriel in kameradschaftlicher Weise einen Badenzahn aus.

Gabriel ließ sich indessen nicht entmutigen, ging in ein Restaurant und bestellte, da er ein heftiges himmlisches Rühren im Magen verspürte, ein autarkes Schweinschnitzel. Mit „Sauce a la Judenblut“ stand auf der Speisekarte.

Der Kellner, der die Bestellung ohne Anstand entgegengenommen hatte, kam nach einiger Zeit wieder und sagte, wobei er Gabriel mit giftigen Blicken sah:

„Wie kommen Sie dazu, Sie frecher Jude, Schweinschnitzel zu bestellen —? Das ist ein heimtückischer Angriff auf Staat und Regierung, für den Sie eigentlich vor ein Sondergericht gehören. Essen Sie rituell und, wie's Ihnen zukommt, Schokolade!“

Vor auf er ihm den Stuhl unter dem Sitzteil wegzog, zuerst den Koffer und dann Gabriel selbst auf die Straße warf.

„Ich verstehe von all dem keinen Deut ...“ dachte Gabriel, als er, ungesättigt und auch sonst ein wenig lädiert, auf der Straße stand. „Der Petrus hat mir anscheinend eine falsche Tour aufgeschrieben. Oder sollte das der heilige Geist von heute sein?! Jedenfalls muß ich auf jeden Fall den Kontursverwalter sprechen.“

Um es kurz zu machen. Der Kontursverwalter selbst war nicht zu erreichen. Er war so heiser, daß er keinerlei Besuch empfangen konnte. Auch schien er vollauf damit beschäftigt, seine Lantienen für das obligatorische Volks-Dejebuch „Mein Kampf“ einzustreichen, das ungelogen, bei Lebensgefahr in keinem deutschen Haushalt fehlen durfte.

Aber ein gewisser Goebbels empfing ihn. Reichs-Schwindelminister von Beruf, wie er sich selbst lächelnd vorstellte.

Gabriel sah ihn und bekam einen Schreck. „Drei Stunden wird er mir jüdische Witze erzählen,“ dachte er besorgt, und ich

kann' sie doch schon alle. In- und auswendig! Wo wir doch soviel alttestamentarische Frequenz haben ...“

Aber der gewisse Goebbels erzählte keine Witze und sagte nur „Heil Hitler“, wobei er die Hand hob, als ob er Gabriel schlagen wollte.

„Werden Sie nicht gewalttätig —“ meinte Gabriel und trat einen Schritt zurück, „ich wollte mich nur nach der Ausgiehung des Heiligen Geistes erkundigen —.“

„So, so,“ rief Goebbels und grinste heftig, „alles im Tot! Wird ausgegossen nach allen Regeln der Konzentrationslagerkunst ... Unsere Aufrüstung ist eine sprechende Demonstration für die festen Wurzeln, die der Heilige Geist bei uns geschlagen hat! Wenn Sie Herrmann Göring sprechen hören, werden Sie mich verstehen.“

Bei uns ist der Heilige Geist zu Hause. Garantiert! Im Columbiushaus wie in Dachau. Und besonders heimisch ist er in Nürnberg. Bei meinem Freunde Streicher —. Manchmal wird er versehentlich „auf der Flucht“ erschossen. Aber das macht nichts —. Das sind kleine Schönheitsfehler!“

Das war der Anfang ... Gabriel folgte der ihm von Petrus ausgezeichneten Reiseroute. Ernst und pedantisch, ohne etwas auszulassen —!

Er war in Abessinien, wo er die Ausgiehung des Heiligen Geistes an der Quelle studieren konnte, er erlebte sie am Gran Chaco, er studierte ihn, als Frommer unter Frommen, an den Mauern der Wiener Gemeindebauten, an denen noch gewisse Erinnerungen an die Tage des Februar 1934 wahrzunehmen waren ...

Er besprach ihn ausführlich mit Fachleuten — auf einem Bankett der Rüstungsindustriellen in Tokio —.

Kurz nach Pfingsten kehrte er in den Himmel zurück. Reich an Erfahrungen und mit einem langjährigen Vertrag in der Tasche.

Vetreffend Lieferungen eines neuartigen Dv. von Maschinengewehren —.

Gold

Von Arnold Weiß-Rüchel

Der Maler Leonardo da Vinci saß in seinem Arbeitszimmer und schrieb. Einer seiner Schüler, der schwarzborstige Giulio kam herein und sagte „Messer, der fromme Bruder Alfonso möchte dich besuchen ...!“

„Laf ihn herein!“ entgegnete Leonardo, ohne den krächzenden Lauf der Feder über das Papier zu unterbrechen; als Alfonso eintrat, schrieb der Meister gerade seinen Satz zu Ende, machte einen Punkt und legte die Feder auf den Tisch.

„Ihr werdet Euch wundern, mich hier zu sehen, Messer“, flüsterte Alfonso, der vor Jahren einmal ein schlimmes Halsleiden gehabt hatte und seit dieser Zeit nicht mehr laut sprechen konnte.

„Gar nicht!“ sagte der Maler, denn er wunderte sich über nichts mehr. „Nehmt Platz!“ Alfonso nahm Platz.

Als er saß, lächelte er den Meister freundlich an und fragte teilnehmend: „Wie geht es Euch immer? Man hört jetzt wenig von Euch; so sehr habt Ihr Euch in die Werkstatt verbrochen. Immer fleißig, immer schaffend, immer wachsam. Seid Ihr für Neuigkeiten zu haben, Mei-

Zweierlei Pfingsten

Von Pierre

I.

Ausziehung der Dividende —
 Sie ist aus Gold — noch schimmer die Tränen
 Am Reingewinn der Skapon-Quänen,
 Sie falteten die Hände
 Und suchten den Gott der Prozente — —
 Frühling und Sonne, Sehnsucht und Licht,
 Sie kennen es nicht — sie sehen es nicht!
 Und jedes Wort auf Andacht gestellt,
 Ist eine Kullisse, verdunkelt die Welt,
 Die Welt, die die flammende Sonne umkreist,
 Die Welt, die der Herzschlag der Armut speist,
 Ausschüttung der Not
 Denn unser Hunger
 Das ist ihr Brot
 Mit Kaviar —
 Versteht sich!

II.

Ausziehung des Geistes —
 Er steht tief im Kurs, verhöhnt und zertreten,
 Von denen, die heut' zu den Kurzen beten —
 Blick' über die Erde — der Blick beweist es —
 Ein Aschenbrödel, ein sehr verwaistes —!
 Und doch die Fackel aus Nacht und Not,
 Die reine Flamme, die in uns leuchtet!
 Der, wenn man ihn schändet, und kreuzigt und
 schlägt,
 Selbst noch aus Särgen die Zukunft trägt!
 Beweiser, trotz allem — In härenem Kleid!
 Besieger und Sieger in dieser Zeit!
 Ausschüttung des Lichts
 Das ist das Pfingsten
 Des Weltgerichts!

ster? Habt Ihr schon davon gehört, daß ein gewisser Bagleone in Florenz jetzt Gold aus Bleiknöpfen machen kann? Was sagt Ihr dazu, hm?"

Lionardo drehte mit dem Daumen und Zeigefinger seiner Linken eine dünne Spitze an eine Strähne seines Barthaars. Dann kratzte er sich das Kinn — dann sagte er: „Florenz ist eine schöne Stadt; eine reife Frucht, möchte ich sagen im blühenden Kranz unserer Städte. Reife Früchte wollen genossen sein, sonst fallen sie ab und verfaulen erbärmlich . . . Lebt eigentlich der Farbhändler Simone Gozzi noch, bei dem wir in früheren Jahren so oft frische Firnisse gegessen haben?"

Alfonso überlegte; er befeuchtete sich dreimal die Oberlippe mit der Spitze seiner flinken Zunge; er war noch ganz bei der Neugier.

„Gozzi . . .“ flüsterte er, „Simone Gozzi, der Farbhändler. Er lebt, ist zweiundneunzig Jahre alt und hat vor kurzem zum sechstenmal geheiratet.“

„Sagte ich es nicht . . .“ sprach Lionardo nachdenklich, „eine reife Frucht ist diese Stadt. Was für ein wunderbarer Kindskopf, dieser Simone! Zweiundneunzig Jahre alt sein und zum sechstenmal eine Frau brauchen — das ist ein Anachronismus, den ich ihm nur verzeihe, weil er in Florenz lebt. Und Vater Archangelo Tosti, der so schöne Madonnen malen konnte?"

„It tot“, sagte Alfonso und befreuzigte sich. „Er starb während der Messe zu Santa Croce. Das Gloria blieb ihm in der Kehle stecken, ehe er sich verfaß. Er hatte die prächtigste Bassstimme, die man je hören konnte — und war ein tüchtiger Niepinist. Aber — um auf die Neugier zu kommen: jener Bagleone, ein Venetianer von Geburt . . .“

Lionardo stand auf. „Alfonso“, sagte er, „wisst Ihr eigentlich, woher es kommt, daß Florenz eine so reife Frucht ist in diesem Kranz blühender Städte?"

Der Vater schüttelte unwirsch den Kopf und schludte ein paarmal; er stand gleichfalls auf.

„Was für ein Künstler!“ murmelte er, als sein Blick auf ein Blatt Papier fiel. Darauf Lionardo einen Mädchenkopf gezeichnet hatte, voll blühender Anmut . . .

„Das ist nichts“, sagte Lionardo bescheiden und voller Hochmut zugleich. Er nahm das Blatt und zerriß es.

Bornig stampfte der Vater mit dem Fuß auf.

Ehe er zu Wort kam, fragte der Künstler ihn lächelnd: „Was war das eigentlich, was Ihr mir vorhin erzählen wolltet?"

„Nichts!“ krächzte Alfonso . . . und dann: „In Florenz ist ein Mensch aufgetaucht, Bagleone mit Namen, der Gold, reines Gold aus Bleiknöpfen machen kann. Ich gehe!“ Er ging.

An der Tür blieb er noch einmal stehen und wiederholte drohend: „Ich gehe!“

Lionardo nickte. Durch das offene Fenster strömte ein safter, freundlicher Geruch; der Abend war blau und milde.

Von der Türe, aus dem Dunkel des Ganges, sagte der Vater: „Gehabt Euch wohl, Meister!"

Lionardo trat auf ihn zu; er blickte ihn geheimnisvoll an. Leise, den Mund zu des Vaters Ohr neigend, die rechte Hand an seinen Arm legend und mit der linken die Klinke der Türe ergreifend, flüsterte er: „Euer Bagleone ist ein Narr und ein Stümper! Wisst Ihr, was für ein Mittel ich gestern entdeckt habe?" Der Vater riß die Augen auf.

„Nein“, sagte er; und noch einmal neugierig: „Nein!"

Lionardo dämpfte seine Stimme noch mehr: „Ein Mittel“, er sprach noch leiser, „ein Mittel, mit dem man Gold echtes Gold — versteht Ihr — in Bleiknöpfe verwandeln kann!"

Und als er das gesagt hatte, öffnete er die Tür und schob den Vater Alfonso sachte hinaus.

Seiteres

Der Geld. Der Einbrecher schleicht durch das Schlafzimmer. „Bist du da, Paulchen?“ fragt die Frau. — „Ne“, sagt der Einbrecher, „du bist da; Paulchen liegt unterm Bett und zittert!“

Schreckliche Gesichte. „Herr Zeuge, Sie haben also den Angeklagten an dem fraglichen Tage gesucht?“ — „Natürlich, Herr Richter — als ich sein Zimmer betrat, stand er am Fenster, freidreißig im Gesicht, Schaum vor dem Mund und ein Messer in der Hand . . .“ „Das ist ja interessant — und was tat er dann?“ „Dann fing er an, sich zu rasieren!“

Der einzige. „Nun, mein lieber Otto, ich habe gehört, daß deine Frau seit vier Wochen vermisst wird.“ — „Das stimmt, aber von mir aus nicht!“

Die Pflicht zum Schwindeln. Er machte seiner Frau sanfte Vorwürfe. „Nä finde“, sagte er, „du schwindest manchmal etwas.“ — „Das ist die Pflicht einer Frau“, erwiderte sie. — „Die Pflicht einer Frau?“ — „Ja, gelegentlich Gutes von ihrem Manne zu sagen.“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUGABE Nr. 236.

Von M. M. Barulin, Moskau.

Schwarz: Kf1, Dd4, Sb2, Bb3, e4, h3. (8)



Weiß: Kk1, Dg6, Ta1, h2, La6, f2, Sd3, g1, Ba3. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 233: Da3-b3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Klimt Franz und Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf z. Tetschen; Tessa Franz, Suchel; Reichel Walter, Drakowa; Schöbfl Anton, Schöbflitz; Hyna Josef, Hostomitz; Kraus Gerhard, Turn; Triltsch Gustav, Wisterschan; Walter Ludwig u. Robek Franz, Kwitkau; Hälbig Johann, Bergesgrün.

Kreismeisterschaft.

Die mit dem 2. Juni eingesetzte Kreislösung im V. Kreis brachte folgende Ergebnisse: In Bergesgrün gelang es dem Arb.-Schachklub Wisterschan seinen großen Gegner Komotau zu schlagen und sich dadurch für die im Jahre 1932 erlittene Niederlage u. Revanchieren. Komotau mit Ersatz am 5. und 6. Brett, Wisterschan mit einem Ersatz für das 4. Brett.

Komotau		Wisterschan	
Brett 1.	Sachs Anton 0:1	Scharoch Wenzel	
.. 2.	Fialka Anton 0:1	Frisch Kamillo	
.. 3.	Thiel Josef 0:1	Robek Franz	
.. 4.	Schöpka Josef 1/2:1/2	Novotný Franz	
.. 5.	Görg Alfred 0:1	Walter Ludwig	
.. 6.	Fejfar Wenzel 1:0	Schmid Ferdinand	
.. 7.	Tychal Julius 1:0	Schramm Kurt	
.. 8.	Cerný Eduard 0:1	Röckl Rudolf	

Ergebnis: 2 1/2: 5 1/2 für Wisterschan.

Kampfrichter Gen. Grimmer, Katharinaberg.

In Modlan traten erstmalig Sobrusan und Kleische an. Obzwar wir Sobrusan als Favoriten bezeichneten, ist der Sieg doch unerwartet hoch zu seinem Gunsten ausgefallen. Nach Angaben des Kampfrichters hätten sich die Kleischer Genossen ein knapperes Ergebnis verdient, welche mit nur 7 Mann angetreten waren.

Sobrusan		Kleische	
Brett 1.	Hyna Franz 1:0	Aron Erich	
.. 2.	Webersinke Ant. 1/2:1/2	Dubitzky Josef	
.. 3.	Böhm Emil 1:0	Schulz Eugen	
.. 4.	Marsin Karl 1:0	Nicht erschienen	
.. 5.	Piehl Josef 1:0	Dubitzky Herbert	
.. 6.	Wiedemann Gust. 1:0	Wendler Franz	
.. 7.	Hyna Josef 1:0	Guth Josef	
.. 8.	Hofmann Anton 1:0	Liebert Franz	

Ergebnis: 7 1/2: 1 1/2 für Sobrusan.

Kampfrichter Gen. Skarwada, Wisterschan.

Vom Serienspiel Krochwitz z. Warnsdorf ist bis zum Redaktionsschluß noch kein Bericht eingelangt.

Schachsektionsgründung in Bodenbach.

Am 30. Mai gelang es dem Bezirkschachleiter Gen. Jelinek, Krochwitz, unter Beihilfe des Gen. Scherze in Bodenbach eine Schachsektion zu gründen, welche bereits 12 Mitglieder zählt. Zum Leiter der neuen Sparte wurde Gen. Wenzel Moses gewählt. Die regelmäßigen Spielabende finden jeden Mittwoch in der „Volkshalle“ in Bodenbach um 8 Uhr abends statt.

Freunde des Arbeiterschachs von Bodenbach unterstützen diese neue Sektion durch regen Besuch und lebhaftige Agitation!